

## SUSANNA BÖHME-KUBY

# Die Nachgeborenen und Tucholsky

Noch immer wird Tucholsky in Deutschland gelesen, vermutlich sogar von Helmut Kohl (»Das ist der, den ich immer einpacke, wenn ich mal wegfare«, 1990). Aber wird er noch gelesen als politischer Publizist? Oder vielmehr als unsterblicher Humorist und Satiriker? Scheiden sich an ihm noch immer die Geister? Siebzig Jahre nach seinem Tode stellen sich uns noch einmal Fragen nach der Natur seiner Dauerhaftigkeit und nach Konsistenz oder eventueller Wirkung auch seiner politischen Aussagen heute.

Von den deutschen Schriftstellern, die es bereits in der Weimarer Republik zu Ansehen gebracht hatten, haben nur ganz wenige derer, die nicht wie Brecht oder Thomas Mann »Weltliteratur« geschrieben haben, das Dritte Reich, bzw. die Emigration literarisch überlebt, d. h. nach dem Zweiten Weltkrieg die Öffentlichkeit über den literarischen Markt erreicht.

Beispiellos war nach 1945 – und zwar in beiden deutschen Nachkriegsstaaten! – die Renaissance des Berliners Kurt Tucholsky, der im Dezember 1935 vereinsamt und verzweifelt in der schwedischen Emigration aus dem Leben geschieden war.

Alles, was er selbst zwischen 1907 und 1932 in Buchform veröffentlicht hatte, ist nachgedruckt worden; in verschiedenen Ausgaben seiner *Ausgewählten* und *Gesammelten Werke* (GW) sind mit Nachtragsbänden bis in die 80er Jahre in West und Ost etwa 1800 der insgesamt mehr als 2900 seinerzeit in mehr als 80 Zeitschriften und Zeitungen gedruckten Beiträge erschienen, und seit 1995 werden in der auf 22 Bände angelegten *Gesamtausgabe Texte und Briefe* (GA), die an der Ossietzky-Universität in Oldenburg erarbeitet wird, nach und nach alle vorhandenen Schriften zugänglich gemacht. Seine Lieder und Gedichte sind auf Tonträgern aller Art verbreitet.

Die Sekundärliteratur über ihn nimmt Jahr für Jahr um neue Forschungsergebnisse zu, obwohl er beharrlich von deutschen Germanisten gemieden wurde und wird. Seit den fünfziger Jahren gibt es immer wieder Versuche »biographischer Annäherungen«<sup>1</sup>, aber *das* Buch über Tucholsky entstand dennoch nicht. Bis jetzt ist es noch niemandem gelungen, sein Leben, seine Gesinnung, seine mit seinem Schreiben verfolgten Absichten und Zielvorstellungen, seine riesige Produktion – die kein formales oder stilistisches Zentrum hat – »sein Werk« also kaum zu nennen ist, seine Zeit, sein Milieu, seine Wirkung zu einem Ganzen zu verweben. Ob es dazu einmal kommen wird, darf bezweifelt werden. Dieses Defizit in der Sekundärliteratur erklärt sich m. E. aus objektiven, offenbar nicht auszuräu-

Susanna Böhme-Kuby – Dr. (Dissertation an der Universität Pisa über die Rezeption Brechts in Italien 1923–1973), lehrt Deutsche Literatur an den Universitäten von Udine und Venedig; Buchveröffentlichungen u. a. zur Pressegeschichte (Das Neueste aus Paris. Deutsche Presseberichte 1789–1795, Knesebeck & Schuler, München 1989), Kurt Tucholsky (Non più, non ancora. Kurt Tucholsky e la Repubblica di Weimar, Il melangolo, Genova, 2002), Mitarbeit an Zeitschriften in Italien (L'Indice) und Deutschland (Blätter für deutsche und internationale Politik, Ossietzky).

Vortrag im Brecht-Zentrum in Berlin am 12. Januar 2006 anlässlich des 70. Todestags Tucholskys (21. Dezember 1935).

1 So der Untertitel der Biographie von Michael Hepp: Kurt Tucholsky. Biographische Annäherungen, Reinbek, Rowohlt, 1993.

menden Schwierigkeiten, die es letztlich unmöglich machen, diesem vielseitigen Talent mit seiner enormen Produktivität und großen Breitenwirkung einen festen Platz in einer hierarchisch gegliederten Literatur zuzuweisen.

Ord nende Begriffe wie Dichter, Lyriker, Satiriker, Publizist oder Journalist heben auch auf literarische Rangordnungen ab. In einer Untersuchung über den Journalisten Tucholsky steht der Satz:

»Tucholsky war Satiriker, Lyriker, Essayist, Kabaret-Texter, Humorist, Literat, politischer Kritiker – aber all dies stets in der Berufsrolle des Journalisten.«<sup>2</sup>

Zur Widerlegung genügte es schon, an die beiden Liebesromane zu erinnern, die von Anfang an das waren, was man heute Bestseller nennt. Für sich selbst, wie für sein Publikum war der zweiundzwanzigjährige Autor von *Rheinsberg* (1912), den sein Verleger Ernst Rowohlt später um eine Wiederholung jenes Erfolgs anging, der sich mit *Schloss Gripsholm* (1931) einstellte, alles andere als ein Journalist.

Was aber war er? Ihn einfach neutral als Schriftsteller zu bezeichnen, scheint zu kurz zu greifen. Der Verfasser der soeben genannten überwiegend heiteren, schwerelosen Luftgebilde hat zwar gerade mit diesen sein Massenpublikum gewonnen, war aber gleichzeitig auch ein politischer Kämpfer mit Texten, wie z. B. dem folgenden:

»Im Namen der Mütter, die den nutzlosen Tod ihrer für einen Dreck gefallenen Söhne beweinen, die von diesem aberwitzigen Tun genug haben und den einfachsten Steinklopfer höher schätzen als einen Telefongeneral – im Namen aller dieser wehren wir uns gegen die Vergeudung unserer Steuergroschen, die man uns abpresst und rufen: **DIESER REICHSWEHR KEINEN MANN UND KEINEN GROSCHEN!**«<sup>3</sup>

Der wohl bekannteste Journalist deutscher Sprache, der Prager Egon Erwin Kisch, der über das Wesen des Reporters geschrieben hatte, er »hat keine Tendenz, hat nichts zu rechtfertigen und hat keinen Standpunkt« musste sich von Tucholsky sagen lassen: »Das gibt es nicht. Es gibt keinen Menschen, der nicht einen Standpunkt hätte.«<sup>4</sup>

Kisch hat gleichfalls gegen Unrecht und soziale Missstände angeschrieben, aber einen derart radikalen, zur Steuerverweigerung aufrufenden Text gibt es von ihm eben doch nicht, wie er von Tucholsky am 22. Mai 1929 im Radio verlesen wurde, was der Westdeutsche Rundfunk, ob des davon ausgelösten Skandals, nachträglich bedauerte und sich »von der geradezu ungläublichen Verhöhnung und Besudelung des deutschen Heldentums im Weltkrieg (durch) diesen sattsam bekannten Pazifisten« distanzierte.

Tucholsky hatte geurteilt: »Wer im Krieg getötet wurde, ist nicht zu feiern, sondern aufs tiefste zu bedauern, weil er für einen Dreck gefallen ist. Der Feind steht nicht drüben, sondern hüben.«<sup>5</sup>

In der Kategorie Journalismus lässt sich ein Text, wie der zitierte, nicht unterbringen, sein Verfasser war, als er ihn schrieb, nicht als Journalist unterwegs, nicht als »Tagesschriftsteller«, der »für die Presse,(...) für den Film und den Rundfunk oder in der Werbung und Öffentlichkeitsarbeit für Unternehmen, Verbände und Behörden tätig ist.«<sup>6</sup>

2 Anton Auster mann: Kurt Tucholsky. Der Journalist und sein Publikum, München/Zürich, Piper, 1985.

3 Kurt Tucholsky: Gesamtelte Werke (in 10 Bänden), Reinbek, Rowohlt, 1975, Bd. 4, S. 426. (= GW, 426).

4 Zitiert nach Anton Auster mann, a. a. O., S.75.

5 Eberhard Lämmert: Sie haben alles gesehen. Tucholskys Warnungen vor dem Nationalsozialismus, in: Irmgard Ackermann, Klaus Hübner (Hg.): Tucholsky heute. Rückblick und Ausblick, München, Iudicium Verlag, 1991. S. 82/83.

6 dtv-Lexikon (in 20 Bänden), Mannheim/München, Brockhaus/dtv, 1982, Bd. 9, S. 106.

Und doch war Tucholsky Journalist, der seinerzeit geläufige Begriff des Dichter-Journalisten scheint auf ihn zu passen. Aber nur mit Vorbehalt ist er als Schriftsteller in die Literaturgeschichte der Weimarer Republik eingegangen, während der politische Publizist in keiner zeitgeschichtlichen Abhandlung über jene Jahre fehlt. Um politisch zu wirken, hat Tucholsky jede nur denkbare Form schriftlicher Verwendung der Sprache mit gleicher Virtuosität benützt; von ihm ließe sich sagen, seine Schreibmaschine sei ein Orchester gewesen, in dem alle Instrumente vertreten waren.

Zwischen *Rheinsberg* (1912) und der berühmten *Roten Melodie* (1920) (»General! General! Wag' es nur nicht noch einmal!«), für Rosa Valletti geschrieben, liegen acht Jahre und ein Weltkrieg. Dennoch kann man diese Texte nicht als Stationen einer politischen Entwicklung Tucholskys lesen. In seiner zweiten Schloss- und Liebesgeschichte, *Gripsholm* (1931) wird eben der Claire-Ton noch einmal angeschlagen, er ist noch zur Verfügung, auch wenn sich bereits die Schatten der Diktatur über die Sommergeschichte legen. Anders gesagt: von dem *Märchen* des Siebzehnjährigen bis zu seinem öffentlichen Verstummen in Schweden (1932) hatte er immer alle seine Eisen im Feuer, zog sie nach Bedarf, der nicht zum wenigsten von der Verkäuflichkeit bestimmt wurde, und nach Laune heraus, schmiedete sie.

Schon die Beiträge für den *Vorwärts* seit 1911 sind Vorwegnahmen seiner späteren großen journalistischen Arbeiten: schon Jahre vor dem Ersten Weltkrieg Proteste gegen die Todesstrafe, gegen Zensur, gegen Wilhelm II., gegen den Krieg.

\*

Tucholsky schrieb erklärtermaßen nicht für die Ewigkeit, sondern um der Wirkung willen für den Tag, und weil dahinter ein Mann von unbeugsamer Gesinnung stand, ein aufrührerisches Temperament, könnte man annehmen, es ließe sich alles, was er geschrieben hat, mit einem roten Faden bündeln; in den Augen derer, die er bekämpfte, war er denn auch nichts anderes als ein jüdischer Vaterlandsverräter, und letztlich gar ein Kommunist. Obwohl er für kurze Zeit der USPD, der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei, einer linken Abspaltung von der SPD, angehörte, unterwarf er sich jedoch niemals – weder organisatorisch noch geistig – einer Parteidisziplin.

Tucholskys Dynamik war eher emotionaler als intellektueller Natur. Er wollte mitwirken, die Gesellschaft zu verändern, damit die Menschen menschlicher, ja glücklicher leben könnten, und seine Vorstellung, wie sich diese Veränderungen bewerkstelligen ließen, brachten ihn schließlich in größere Nähe zu Freud als zu Marx. Mit anderen Worten: Weder formal und stilistisch noch politisch lässt sich aus seiner erstaunlichen Produktion von beschriebenem und bedrucktem Papier ein Paket mit homogenem Inhalt machen. Nicht zuletzt das macht es schwer, überhaupt eine detaillierte Diskussion des Werkes in historischen und aktuellen Zusammenhängen zu führen.

Hinsichtlich der o. g. Frage nach einer noch heutigen Wirkung ist es interessant festzustellen, dass Tucholsky, trotz seiner bekannten

diesbezüglichen Skepsis schon zu seinen Lebzeiten (»Ich habe Erfolg, aber keinerlei Wirkung« konstatierte er 1924) sich immer wieder direkt an Nachgeborene gewandt hat – wenn auch ohne den historischen Optimismus Brechts, jene könnten bereits nach dem Zweiten Weltkrieg in weniger »finsternen Zeiten« leben.

»Ich kann nicht wissen, in was für einem Zeitalter Sie leben: ob wiederum in einem bürgerlichen, wo die Ausbeuter Schweiß und Geld aus den Arbeitenden kelttern und zur Belohnung dafür gut leben dürfen – oder aber ob Sie sich schon in einer fortgeschrittenen Epoche befinden...«<sup>7</sup>

7 GA 10, 441.

Seine verschiedenen Adressen richtete er an ein Publikum, das er explizit erst am Ende des zweiten Jahrtausends ansiedelte: 1984, 1985, 1991, 2000..., an uns Heutige also, und nicht etwa an die unmittelbare Nachkriegsgeneration der vierziger und fünfziger Jahre, von der er ja seine illusionslose Vorstellung bereits nach dem Ersten Weltkrieg zu Papier gebracht hatte (1920):

»...Das ist ja das Traurige, wer da heraufgekommen ist. ... Schließlich ist Geld ja eine Waffe, der die Gesellschaft auf die Dauer der Jahre nicht widerstehen kann – und dann? Dann haben wir die Verpöbelung Deutschlands, nicht nur in Berlin, in vollem Maße. Denn dieses neue verbrauchte, nicht gute Blut wird natürlich in der zweiten Generation noch übler werden. ... Und es ist nicht einmal das schöne Schauspiel einer Dekadenz: es ist einfach Schwäche, die sich hinter Frechheit verbirgt. ... Aber das wir in dreißig Jahren eine nette Gesellschaft an der Spitze haben werden – wo sitzt heute Geld! –: das weiß ich gewiß.«<sup>8</sup>

8 GA 4, 21 ff.

Ganz offensichtlich teilte er auch nicht die 1925 von George Grosz formulierte »unausgesprochene Hoffnung jedes Künstlers, der auf künftige Anerkennung rechnet, dass die Menschen neue Maßstäbe und Urteile finden werden.«<sup>9</sup> als er uns heute Lebenden nachrief: »Aber besser seid ihr auch nicht als wir und die vorigen. Aber keine Spur, aber gar keine.«

9 Vgl. George Grosz, Wieland Herzfelde: Die Kunst ist in Gefahr. Ein Orientierungsversuch, in: Die Literarische Welt, Heft IV 1928, Nr. 46, S. 11 ff.

Im hier zitierten *Gruß nach vorn*<sup>10</sup> geht es um die Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, potentielle Leser von 1984 überhaupt erreichen zu können. Und dabei wäre es ihm nicht etwa um posthume Anerkennung in Form von »Erfolg« gegangen, den kannte er ja zu Lebzeiten, und der hatte ihm schon damals nicht genügt, sondern – wenn überhaupt – um die vielbeschworene politische »Wirkung«.

10 GW 4, 404 ff.

Als er deren Ausbleiben Ende der zwanziger Jahre definitiv konstatieren musste – als nämlich manifest war, dass die ruhelose journalistisch-literarische Aufklärungsarbeit den Rechtstrend der deutschen Gesellschaft nicht hatte behindern können – nicht zuletzt auch, weil sie sich auf keinen politischen Rückhalt in einer demokratisch verfassten Öffentlichkeit hatte stützen können –, stellte der dann *aufgehörte Dichter* sogar die eigenen formalen und stilistischen Mittel in Frage, mit denen er auf seinem »Schreibklavier«, der ihm ja auch ein »Schreibpflug« gewesen, so überaus produktiv geworden war.

Das war nicht einfach nur Resignation eines enttäuschten Idealisten. Tucholsky hatte nämlich direkt erfahren, wie stark die Behinderung der Schaffenskraft eines Autors ist, wenn er keinerlei Einfluss auf die notwendigen Publikationsmittel seiner geistigen Produktion nehmen

kann. Man erinnere sich nur seiner Probleme bei der gleichzeitigen Tätigkeit für kommunistische und bürgerliche Presseorgane seit 1927. Und er hatte auch konkret erlebt, dass das Aufzeigen von Missständen und Widersprüchen folgenlos bleibt, wenn deren Darlegung den Betroffenen keine praktischen Möglichkeiten zu deren Aufhebung eröffnet. Diese Erkenntnis war es, die ihn letztlich zum Abücken von seinen langerprobten Schreib-Mitteln geführt hat, aber er hinterließ uns die Aufgabe, das Dilemma weiterzudenken, das – in verschärfter Form – gerade heute Schreibende existenziell betrifft.

Angesichts inzwischen weltweit operierender Medienkartelle und der, auch und gerade in formaldemokratischen Gesellschaften anwachsenden »Verbreitung der Ignoranz durch die Technik«, deren Funktion Tucholsky ja schon in Weimar beschrieben hatte als »Verschleierung der Wahrheit und Ablenkung vom Wesentlichen«<sup>11</sup>, stellt sich nämlich uns Nachgeborenen die Frage, ob und wenn ja, mit welchen Mitteln überhaupt eine aufklärerische Zielsetzung von Gegeninformation mit Aussicht auf »Wirkung« aufrecht zu erhalten ist?

Erich Kuby äußerte schon 1960, anlässlich Tucholskys 70. Geburtstag, seine diesbezügliche Skepsis: »Vernunft und Denken sind nach einem so strahlenden Beweis, wie wir ihn erlebt haben, dafür, dass es auch ohne Vernunft und Denken geht, derart in Misskredit gekommen, dass man im Namen der Vernunft niemandem mehr auch nur eine schlaflose Stunde bereiten kann. Die Geste des Zornes, gar noch die spielerisch verklausulierte, wird als Amüsement angesehen.«<sup>12</sup>

Die Bedingungen der kapitalistischen Kulturindustrie, deren Kritik noch ihre Verblendung teilt, und die eigenständiger geistiger Produktion überhaupt abträglich sind, hatten bereits Adorno und Horkheimer wenige Jahre nach Tucholskys Tod untersucht. Und Tucholsky selbst war deren Überlegungen vor allem in den letzten Jahren seines so genannten Schweigens beträchtlich nahe gekommen, wie seine umfangreiche Briefproduktion jener Zeit zeigt. Viele dieser seiner privaten politischen Äußerungen muten heute wie geistige »Flaschenpost« an uns Nachgeborene an, ganz im Sinne von Adornos »eingebildetem Zeugen, dem wir es hinterlassen, damit es doch nicht ganz mit uns untergeht«.<sup>13</sup>

Heute ist für alle sichtbar, wie die in der formaldemokratischen Spektakelgesellschaft inzwischen überwiegend zum Geschwätz verkommene öffentliche Sprache deutlich ihre Resistenz gegen tradierte Formen aufklärerischer Praxis erwiesen hat. Schon Karl Kraus hatte diese Tendenz zu der These verdichtet, die Phrase gebäre die Wirklichkeit. Diese Einsicht gehört inzwischen zu den Prämissen der heutigen Medienrealität.

Die Frage also, ob unter solchen Bedingungen von einem Autor wie Tucholsky, der einerseits als klassischer Humorist und andererseits als kritischer Tagesschriftsteller der Weimarer Republik sozusagen kanonisiert wurde, heute überhaupt noch eine »Wirkung« ausgehen kann, ist – im tucholskyschen Sinne – zu verneinen, nicht zuletzt auch mangels nennenswerter gesellschaftlicher Vermittlungsebenen in der neuen »Berliner Republik«, in der die Adornosche »Zerstörung der Vergangenheit« ja insbesondere durch die parzellisierte Evozierung von Vergangenheitssegmenten betrieben wird.

11 GA 6, 439 ff.

12 Erich Kuby: Ganz ohne Tucholsky. Eine Rede in den Münchner Kammerspielen zu Kurt Tucholskys 70. Geburtstag, Januar 1960 (Maschinenscript).

13 Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung, Neuausgabe, Frankfurt 1969, S. 273.

Dennoch möchte ich behaupten, dass sowohl sein kritischer Ansatz als auch seine letztliche Verweigerungshaltung – abgesehen von vielen seiner damals formulierten Fragestellungen – gewissermaßen noch auf der Tagesordnung stehen. Auch für Tucholsky gilt nämlich die anlässlich der jüngsten Aktualisierung Adornos (zu dessen 100. Geburtstag) gemachte Beobachtung, dass manches bei ihm sich erst im heutigen Neoliberalismus so richtig entfaltet.

»Die Grundverfassung der Gesellschaft hat sich nicht geändert«, stellte Adorno lapidar nach dem Zweiten Weltkrieg fest. Die heute allgemein gängige Meinung, die gesellschaftlichen Verhältnisse seien derzeit weder in Deutschland noch sonst in Europa denen der Weimarer Jahre vergleichbar, mag vor diesem Hintergrund zutreffend und unzutreffend zugleich erscheinen.

Es hat nämlich vielmehr den Anschein, als hätten sich die politischen und gesellschaftlichen Erscheinungsformen in Europa viel stärker verändert als die Substanz der ihnen zugrundeliegenden ökonomischen Widersprüche unserer Gesellschaft; ich denke, nicht nur in der politischen Realität Italiens kann man seit geraumer Zeit viele entsprechende *Dejà-vu*-Effekte registrieren.

Auf einen ähnlichen Sachverhalt spielte Tucholsky schon in seiner Replik (18. 10. 1929) auf Herbert Iherings Kritik an Deutschland, Deutschland über alles an, der ihm vorwarf, immer wieder dieselben Phänomene in Deutschland anzuprangern:

»Glauben Sie mir, wenn ich immer dasselbe schreibe, tue ich das bewusst. Es ist vielleicht langweilig, Jahr um Jahr Salvarsankuren zu machen ... – aber man muss das wohl. Auch die Spirochäten bleiben ewig dieselben.«<sup>14</sup>

14 AB 1, 133.

Überhaupt sind – angesichts nicht endender Versuche, deutsche Geschichtsbilder aufzupolieren und neu zu werten – Tucholskys Adressen an künftige Historiographen durchaus nachlesenswert.

Ihm war bewusst, wie stark das »offizielle«, von präzisen Interessen bedingte Bild der Vergangenheit sich im tradierten Bewusstsein der Einzelnen absetzt und richtete deshalb folgenden Appell an den Geschichtspräsidenten, der im Jahre 1991 versuchen würde, rückblickend die Jahre um 1914 zu erfassen:

»Wie ist es gewesen? Ich will Ihnen zuerst sagen, wie es nicht gewesen ist. An den Türen unserer Zeit, da wo der Weg in die Nachwelt führt – auf den Lehrstühlen der Geschichte, in den Geschichtswerken, in den Archiven: da saßen in unserem Zeitalter die Vertreter einer Klasse und achteten darauf, daß sie gut auf die Nachwelt kämen. ... Es sind der Bürger und seine Angestellten: der Kriegsknecht, der Wächter der Börse, der Diplomat und der bezahlte, feile Universitätsprofessor .... Wir haben ein Reichsarchiv, Herr Professor, bezahlt vom Gelde der Allgemeinheit. Das lügt, lügt, lügt. Glauben Sie ihm kein Wort, es sind Interessierte, die da schreiben dürfen.

15 GA 10, 440 ff.

... Glauben sie dem Reichsarchiv nicht! So ist es nicht gewesen!«<sup>15</sup>

Das Gedächtnis ist also weniger dem Verschleiss der Zeit unterworfen als seinen ideologischen Konditionierungen, dessen ist Tucholsky sich gewiss. Dabei relativiert sich die jeweilige »Wahrheit« eines bestimmten gegenwärtigen Moments in dem Maße, in dem er in die »Vergangenheit« absinkt, die also ihrerseits als eine Variable erscheint: »Der Mommsen des Jahres 1984 wirds schwer

haben, Klios Griffel kratzt. Objektiv ist sie auch nicht, weil ja niemand hienieden objektiv ist, und es hängt von tausenderlei Faktoren ab, was sie da auf ihre Schiefertafel malen wird, mit der wir sie immer abgebildet sehen – aber von Wahrheit hängt wohl kaum ab. Man lese einmal die Darstellung der Pariser Kommune in den deutschen Geschichtsbüchern und bei Kautsky und man wird einen kleinen Begriff bekommen... Und heute schreibt Klio mit der Schreibmaschine, es geht ganz schnell – was gestern geschehen ist, hat morgen bereits seinen authentischen, unumstößlichen Geschichtsschreiber: aber wahrer ists dadurch auch nicht geworden.«<sup>16</sup>

Tucholskys hohe Sensibilität für eine differenzierte Wahrnehmung von Zeit erinnert stark an Walter Benjamins Reflexionen über die Veränderung der Zeit-Dimension seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Mit Beginn der tayloristischen Phase der Industriegesellschaft war ja auch die Kategorie Zeit zu einer der Marktsphäre unterworfenen geworden und damit ihrer historischen, d. h. humanen Dimension beraubt. Tucholsky begreift diesen Wandel als direkten Angriff auf die Freiheit des Individuums, als Angriff auf den Raum seiner eigenen Erfahrung (man denke nur an die Grotesken in: *Der Zeitsparer*, 1913/14). Und bei Tucholsky findet sich auch die später von Adorno und Horkheimer kritisierte Art der Vergangenheitskonservierung als »Zerstörung der Vergangenheit« bereits angedeutet, die wir heute besonders deutlich als eine solche vor Augen haben.<sup>17</sup>

Nun ist das Problem bewusster und differenzierter Wahrnehmung von Vergangenheit im allgemeinen und besonders in Deutschland ein weites Feld. Das ist nicht zuletzt auch in der unterschiedlichen Rezeption Tucholskys in Ost und West deutlich geworden.

Die früher teilweise diametral entgegengesetzten Lesarten des Autors (hie: Antikommunist/ da: früher Wegbereiter der DDR) waren aber letztlich dennoch erstaunlich übereinstimmend in ihrer grundlegenden Einschätzung Tucholskys als enttäuschem Idealisten. Diese Deutung ermöglichte es, ihn vor allem auf den großen Berliner Humoristen zu reduzieren, als der er von der Mehrheit seiner Nachkriegsleser hüben wie drüben wahrgenommen und geschätzt wurde und wird.

Bereits vor nunmehr vierzig Jahren, 1965, wurde Tucholskys 75. Geburtstag in »gesamtdentscher Einigkeit vom *Hamburger Abendblatt* bis zum *Neuen Deutschland*«, gefeiert, »jenes ein Hausblatt Springers, dieses ein Hofblatt Ulbrichts«, was damals wiederum Erich Kuby stützig machte. Der Meinung des *ND*, Tucholsky sei »für die heute in Westdeutschland herrschende Klasse so missliebig wie ehemals« widersprach Kuby allerdings mit dem Argument, die westdeutschen Zeitungsredakteure, selbst Angehörige jener herrschenden Klasse, fänden »Tucholsky einen äußerst liebenswerten Sohn ihres liebenswerten Volkes: ›Wir können nur feststellen, wie recht diese Cassandra gehabt hat‹, schreibt *Die Welt* – ›Alte Liebe zu Tucholsky‹ – ›Der gar nicht tot zu kriegende Tucholsky‹ – ›Er sah das Unheil kommen‹ – ›Bürger und Patriot‹ (dies in einem Ost-Berliner Blatt) – ›Goldenes Herz und eiserner Schnauze‹ – so und ähnlich lauten die Überschriften der Jubiläumsartikel. Der Bürgerschreck als Bürgerliebhaber.«

»Die Öffentliche Meinung ist darüber einer Meinung, repräsentiert von der bürgerlichen Presse eines 52- Millionen-Volkes, die von der

16 GW 2, 383 ff.

17 Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung*, a. a. O., Vorrede, S. 5.

*Soldatenzeitung* bis zum *Neuen Vorwärts* mit Tucholsky, der kein Marxist, aber entschieden links war, nicht einmal mehr Spurenelemente sozialistischer Ethik und Gesinnung gemeinsam hat.«

Und Kuby fragt: »Liegt hier ein Missverständnis oder tiefere Einsicht vor?« Er führt diese »Lobhudelei auf einen ebenso geistig schlichten wie politisch durchsichtigen Schwindel« zurück, der seinen Ausdruck u.a. darin findet, dass nicht wenige der Würdigungen sich an einen Satz Tucholskys klammern: »Es gibt zwei Deutschland, eins ist frei, das andere ist knechtisch.« »Diesem empfindlichen Linken wird unterstellt, dass er, lebte er noch, einen anatomischen Schnitt durch die deutsche Volksseele entlang der Berliner Mauer gezogen hätte!« entrüstet sich Kuby und fährt fort: »Auf so gangsterhafte Weise integriert also eine Gesellschaft, die Tucholsky widerlich fände, wenn er unter uns lebte, einen Mann, der sich dagegen nicht mehr wehren kann.«<sup>18</sup>

18 Erich Kuby: Kein Tucholsky heute, in: Ders.: Mein ärgerliches Vaterland, München, Hanser, 1989, S. 285 ff.

Nach dem Ende des Kalten Krieges stellte sich, mit der politischen Klimaveränderung, die die Deutschen mit der neuen Einheit überkam, dann die Frage, ob nicht in Tucholskys Nachruhm überhaupt ein Missverständnis zu sehen war, wenn nicht gar eine bewusst verfälschende Interpretation seines vielschichtigen Rollenspiels vonseiten einer linken Minderheit, die nach 1945 einen Helden gebraucht hatte. Dafür war der tote Tucholsky in der Tat weit brauchbarer, als er es zu Lebzeiten gewesen wäre. Und er selbst wusste ja schon 1920: »Der Autor kommt falsch auf die Nachwelt.«

So wurde also 1990 Tucholskys Aura des unbestechlichen Aufklärers miniert, um ihn als Neurotiker erscheinen zu lassen, unfähig auch, mit elementaren privaten Existenzproblemen fertig zu werden. Denn: wenn es *den* Tucholsky gar nicht gegeben hat, aus dem nach 1945 ein *rocher de bronze* gemacht worden ist, so auch nicht, das ist wohl der Umkehrschluss, auf den es ankommt, *jenes* Volk, von dem sich Tucholsky schließlich trennen zu müssen glaubte, dessen Sprache er nicht mehr sprechen wollte, das es aber ja dann eigentlich nur als eine die Wirklichkeit ersetzende Projektion eines Mannes gab, der an sich selbst litt und damit nicht fertig wurde.

Diejenigen, die auszogen, die Tucholsky-Legende in diesem Sinne zu zerstören, gingen daran, sie durch eine andere Legende zu ersetzen.<sup>19</sup> Dabei ist ein wetterwendischer, manisch-depressiver, ein geldgieriger und innerlich zutiefst verunsicherter Don Quichote herausgekommen, der letztlich im sicheren schwedischen Asyl das Handtuch geworfen habe, und zwar nicht erst 1935, sondern – als »aufgehörter Schriftsteller« – schon 1932.

19 Vgl. z. B. die Marbacher Ausstellung zu seinem 100. Geburtstag: Entlaufene Bürger. Tucholsky und die Seinen, 1990, deren Kuratoren erklärtermaßen Tucholsky »vom Olymp« stoßen wollten und deren moralisierende Tendenz sogar der FAZ als »verleumderische Interpretation« einen Schritt zu weit ging.

Warum er aufhörte, darüber hat sich Tucholsky mehrfach geäußert, am überzeugendsten Anfang März 1933 in einem Brief an Walter Hasenclever: »Man kann für eine Majorität kämpfen, die von einer tyrannischen Minorität unterdrückt wird. Man kann aber nicht einem Volk das Gegenteil predigen von dem, was es in seiner Mehrheit will (auch die Juden).«<sup>20</sup>

20 Kurt Tucholsky: Politische Briefe, hg. von Fritz J. Raddatz, Reinbek, Rowohlt, 1969, S. 13.

Diese Briefstelle bringt bündig und unmissverständlich zum Ausdruck, dass jener Tucholsky, der zunächst – wie nach 1933 fast alle Emigranten – nicht »die Deutschen« ausnahmslos verworfen, sondern an die Existenz der »anderen Deutschen« geglaubt hatte, inzwischen einzusehen gelernt hatte, dass der Nationalsozialismus,



dass die Idolatrie einer der Gesamtheit nahekommenen Mehrheit für Hitler diese Unterscheidung zu einer Phantasmagorie gemacht hatte.

Tucholskys Gesinnung, seine Moral, seine Idealvorstellung vom Menschen, seine Verletzlichkeit und seine Hellsicht trennten ihn vom eigenen Volk. Unter den Verächtern und Gegnern des Nationalsozialismus gehört er zu den ganz wenigen, ist unter diesen der bekannteste geblieben, die die Töne zu »den Deutschen« durchschnitten und die Konsequenz daraus gezogen haben: Schweigen, abtreten!

Diesen Schritt haben so manche Deutsche Tucholsky nie verzeihen können – und die Tucholsky-Demontage nach der Wende von 1989 dokumentiert auch das klimaverändernde Bedürfnis, nun das erneuerte Vaterland wieder gegen seine Nestbeschmutzer, auch gegen diesen, in Schutz zu nehmen.

\*

Der weitaus schwierigere – als ursprünglich angenommen – Einigungsprozess der Deutschen hat allerdings inzwischen erwiesen, dass die grundlegenden Trennungslinien innerhalb unserer Gesellschaft längst nicht nur vordergründig zwischen Ost und West verlaufen, sondern, wie eh und je, zwischen oben und unten. Diese Trennungslinien hatte Tucholsky einst als Resultat eines nie ausgetragenen Bürgerkrieges auf deutschem Boden ausgemacht (weder 1918 noch 1933, und wie wir hinzufügen können: noch weniger 1945 oder gar 1989): »Das ist seit Jahrhunderten das große Elend und der Jammer dieses Landes gewesen, daß man vermeint hat, der eindeutigen Kraft mit der bohrenden Geistigkeit beikommen zu können. Wenn wir Anderen ... keinen Exekutor unserer geistigen Gesinnung haben, so sind wir verdammt, ewig und fürderhin unter Fleischergesellen zu leben. Das ist so unendlich unfruchtbar, zu glauben, man könne die negative Tätigkeit des Niederreißens entbehren, wenn man aufbauen will.«<sup>21</sup>

Und als er am Schluss seines Deutschland-Buches konstatierte: »Deutschland ist ein gespaltenes Land. Ein Teil von ihm sind wir«, betonte er, »wir« das sind: »Kommunisten, junge Sozialisten, Pazifisten, Freiheitsliebende aller Grade; man hat uns mitzudenken, wenn ›Deutschland‹ gedacht wird.«<sup>22</sup>

Und damit tut man sich in Deutschland noch immer schwer.

\*

Eine erschöpfende Antwort auf die sich aufdrängende Frage, woher und wie bereits der junge Tucholsky, ohne nachweisbare politische Schulung zu seinen so entschiedenen Urteilen gelangen konnte, lässt sich bekanntermaßen aus den vorhandenen kargen Lebenszeugnissen nicht überzeugend konstruieren. Selbst Jugendfreund Heinz Ullstein erinnerte sich später daran, dass die beiden vor dem Kriege eigentlich nie direkt über politische Themen gesprochen hatten und keinen dezidiert antikapitalistischen Überzeugungen anhängen. Sie wussten aber immerhin um die Klassenwidersprüche in der wilhel-

21 GA 3,76 ff.

22 Kurt Tucholsky: Deutschland, Deutschland über alles, Reinbek, Rowohlt, 1980, S. 231.

23 Vgl. Heinz Ullstein:  
Spielplatz meines Lebens,  
München 1961, S. 61 f.

minischen Gesellschaft, um die Unterdrückung der Arbeiterklasse, und Tucholsky spürte früh den Drang, sich einzusetzen gegen jede Form von Unterdrückung.<sup>23</sup> Darin fand wahrscheinlich auch seine jüdische Herkunft ihren Niederschlag, mit der er sich ja aus vielerlei Gründen nicht identifizieren mochte, deren ethisch-humanitäres Erbe aber in ihm vorhanden und traditionsgemäß besonders anspruchsvoll war.

Zu dieser Hypothese passt auch eine Aussage Sigmund Freuds aus dem Jahre 1926, der sein Judentum ebensowenig wie Tucholsky religiös oder national begründet sah, und dessen Worte daher auch Tucholskys Beziehung zur jüdischen Herkunft kennzeichnen könnten: »Weil ich Jude war, fand ich mich frei von vielen Vorurteilen, die andere im Gebrauch ihres Intellektes beschränkten, als Jude war ich dafür vorbereitet, in die Opposition zu gehen und auf das Einvernehmen mit der ›kompakten Majorität‹ zu verzichten.«<sup>24</sup>

24 Sigmund Freud: Briefe  
1877-1939, Frankfurt a. M.,  
Fischer, 1968, S. 381.

Die Einsicht, dass ja so viele Juden nicht zuletzt durch ihre Anpassung an das deutsche Bürgertum diesem hohen ethischen Anspruch nicht entsprachen – Tucholsky bezeichnete sie in Anlehnung an den abfälligen französischen Ausdruck für alles Deutsche als »verbocht« – trug ja entscheidend zu seiner letztlichen Verzweiflung bei: »...ich hatte von Deutschland nie etwas anderes erwartet, wohl aber von den anderen. ... Darin hatte ich mich getäuscht, und nun mag ich nicht mehr.«<sup>25</sup>

25 GA 21, 445.

Dieser nicht nur menschlichen, sondern in erster Linie politischen Enttäuschung gab er am 3. Dezember 1935 in seinem letzten Brief an Hedwig Müller Ausdruck, und zu den genannten »anderen« gehörten eben auch und insbesondere die deutschen Juden.

Es war der zutiefst autoritäre Charakter der Institutionen und der Deutschen, auf den Tucholsky vor allem abgehoben hat: auf die Erziehung zum Gehorsam, auf jene »Mechanismen, die auch heute noch Menschen so machen, daß sie solcher Taten fähig werden«, wie Adorno – später – in *Zivilisation und Barbarei*, im Hinblick auf eine als notwendig erachtete neue Erziehung nach Auschwitz schreibt.<sup>26</sup>

26 Vgl. Theodor W.  
Adorno: Erziehung nach  
Auschwitz, in: Stichworte.  
Kritische Modelle 2, Frank-  
furt a. M., Suhrkamp, 1969.

Adorno hielt ja die angelsächsische These, die den autoritätsgläubigen deutschen Geist für den Nationalsozialismus und auch für Auschwitz verantwortlich gemacht hat, für zu oberflächlich, obwohl er in Deutschland, aber auch in anderen europäischen Ländern, autoritäre Verhaltensweisen und blinde Autorität als viel zählebiger ausgemacht hat, als man es unter den Bedingungen formaler Demokratie erwarten könnte.

Er sah hingegen gerade im iato zwischen dem Verschwinden der alten etablierten Autoritäten des Kaiserreichs und dem psychologischen Unvorbereitetsein der Menschen auf Selbstbestimmung den tieferen Grund für die besonders gefühllose, grausame Form des deutschen Faschismus.<sup>27</sup>

27 Vgl. Theodor W.  
Adorno et al.: The Authori-  
tarian Personality, New  
York, Harper & Row, 1950;  
dt. Erstausgabe: Studien  
zum autoritären Charakter,  
Frankfurt a. M., Suhrkamp,  
1973.

Auch das scheint Tucholsky im Sinn gehabt zu haben, als er 1927 über die Deutschen in der ihnen immer noch fremden Republik schrieb: »Sie sehen immer noch das leere Katheder, der Lehrer ist schon eine ganze Weile hinausgegangen ... aber man kann nie wissen.«<sup>28</sup>

28 GA 9, 357.

Den von Adorno erfahrenen Grad der Barbarei, der menschliche Zukunftsfähigkeit absolut fragwürdig gemacht hat, erlebte Tucholsky

nicht mehr – aber er hätte ihn nicht für unmöglich gehalten. Wenn wir, in Europa zumindest seit Weimar, bzw. seit der verheerenden Erfahrung des Ersten Weltkrieges gezwungen sind, einzusehen, dass Kultur Barbarei nicht verhindert, so tun wir das, wie der Turiner Germanist Cesare Cases in den siebziger Jahren feststellte, »um an der Lüge festhalten zu können, dass die Kultur die Barbarei immer überlebt.«<sup>29</sup>

Meines Erachtens war es gerade das Erkennen dieser Lüge als eine solche, die Tucholsky letztlich verzweifeln und gegenüber dem Nazi-Regime öffentlich schweigen ließ, eine Erkenntnis, die ihn allerdings auch im antifaschistischen Lager isolierte – und zwar bis heute.

\*

Nach der Weltkriegs-Erfahrung war Tucholsky auch zu einem frühen Anhänger der Idee einer europäischen Einigung geworden, zur Garantie einer künftigen friedlichen Entwicklung, die ihm weder durch die Stresemannsche Außenpolitik und noch durch den »Geist von Locarno« Mitte der zwanziger Jahre gesichert schien: »Wir gehen nicht den Weg des Friedens. Es ist nicht wahr, dass freundliche Gespräche am Genfer See den Urgrund künftiger Kriege aus dem Wege räumen werden: die freie Wirtschaft, die Zollgrenzen und die absolute Souveränität des Staates.«<sup>30</sup>

Folglich war er äußerst skeptisch gegenüber einer europäischen Lösung, die nicht vom Geist des Internationalismus inspiriert wäre, bzw. nicht auf dessen gesellschaftlich-ökonomischer Grundlage stattfände: »Diesen latenten Kriegszustand bekämpft man ... indem man die Verursacher und die Ursachen dieser Wirtschaftsordnung beseitigt. Diese Wirtschaftsordnung kann keinen Frieden halten, weil sie den Krieg zum Leben braucht, wie ihn die alten Dynastien gebraucht haben.«<sup>31</sup>

Ich weiß nicht, ob Tucholsky Lenins Äußerungen von 1915 kannte, nach denen eine Einigung Europas auf kapitalistischer Grundlage unweigerlich neue koloniale Züge tragen würde, aber an Ähnliches muss er gedacht haben, als er 1926 feststellte, dass es der europäischen Realität vor allem auch an gemeinsamen sozialen Grundlagen fehle: anhand der deutsch-französischen Situation, die er selbst intensiv lebte und kannte, bemängelte er u. a. die fehlende gegenseitige Kenntnis, selbst innerhalb der Arbeiterbewegung.

Tucholsky teilte also keineswegs den Geist der damals diskutierten Paneuropa-Thesen eines Coudenhove-Kalergi, die bereits direkt auf den – sich heute in partieller Realisierung befindlichen – »Zusammenschluss Europas zu einem wirtschaftlich-politischen Zweckverband« mit gemeinsamer Währung und Militärbündnis abzielten und damals als »radikalste Revision des Versailler Vertrages« konzipiert waren, mit eindeutig antisowjetischer Tendenz.

Tucholsky schwebte das mögliche Zusammenleben der europäischen Völker dagegen als partnerschaftliches Miteinander in einer Art Hausgemeinschaft vor: »Dieses Haus heißt Europa«, hatte er im Juli 1926 (in: *Die Friedenswarte*) geschrieben, eine Metapher benutzend, die dann sechzig Jahre später von Michail Gorbatschow –

29 Cesare Cases:  
Vorwort zu Peter Gay,  
La cultura di Weimar, Bari,  
Dedalo, 1978, S. 7. (Über-  
setzung durch die Autorin)

30 GW 4, 40 ff.

31 GW 4, 347.

allerdings ohne die von Tucholsky postulierten Voraussetzungen – in Umlauf gebracht wurde.

Tucholsky teilte auch nicht den sich damals ausbreitenden Glauben an die Segnungen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, mit dem ja US-Präsident Wilson die Gründung neuer Staaten nach Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie international sanktioniert hatte. Er hielt dieses Recht nur für scheidemokratisch, ja sogar für gefährlich, insoweit es von den realen Machtstrukturen in Europa absah, bzw. von ihnen ablenkte; – man denke nur an die ethnische Aufladung jenes Prinzips bei der Zerschlagung Jugoslawiens in den neunziger Jahren und anderswo: »Der Versailler Friedensvertrag hat die Kleinstaaterei in Europa stabilisiert. ... Der Grundfehler dieser neuen Staatsgründungen liegt darin, dass sie allesamt von ihrer Kleinheit und dem Vorzug der militärischen Machtlosigkeit überhaupt keinen Gebrauch machen. ... Der Föderalismus ist nicht abzulehnen – diese Staaten-Spielerei ist abzulehnen.«<sup>32</sup>

32 GW 6, 271 ff.

In den realen Machtstrukturen und Interessen der jeweiligen nationalen Bourgeoisien Europas, vorneweg im deutschen Imperialismus, ungeachtet seiner staatspolitischen Verkleidung, fand Tucholsky das Hauptmotiv für künftige Konflikte, die er, scharfsichtiger als die meisten, schon früh sich zuspitzen sah: »Ich gehöre seit 1913 zu denen, die den deutschen Geist für fast unwandelbar vergiftet halten, die nicht an Besserung glauben, die die verfassungsmäßige Demokratie für eine Fassade und für eine Lüge halten, und die auch heute noch, entgegen allen Zusicherungen und optimistischen Anwendlungen, einen hohlen Stahlhelm für lange nicht so gefährlich halten wie einen seidigen Zylinder«<sup>33</sup>

33 GA 9, 357.

Eine ähnlich scheuklappenfreie Analyse heutiger europäischer Einigungsbestrebungen würde auch uns beunruhigende Tendenzen aufzeigen.

Wir wissen heute, dass Tucholsky mit seinem Pessimismus viel schärfer und weiter gesehen hat, als die meisten anderen.

Der erklärte Anti-Antibolschewist Ignaz Wrobel war nämlich skeptisch auch gegenüber der damals weit verbreiteten Hoffnung auf das neue sowjetische Gesellschaftsmodell, und zwar nicht in erster Linie, weil er überhaupt an der Möglichkeit einer sozialistischen Organisationsform der Gesellschaft zweifelte, sondern weil er die Menschen und ihre Bedingungen dafür noch nicht für reif hielt. Dieser Überzeugung gab er auch in einer seiner letzten desolaten Bestandsaufnahmen zur deutschen Krisensituation 1931 Ausdruck, die Ignaz Wrobel in der *Weltbühne* veröffentlichte: »Es war einer der größten und unbegreiflichsten Irrtümer Lenins, zu glauben, die Revolution springe fast mechanisch auf die Welt über, wenn sie nur in Rußland gesiegt habe. Falsch: Die Welt ist dazu nicht reif. Es ist nichts mit jener von vielen Deutschen so laut oder so heimlich herbeigesehnten Apokalypse. ... Diese Rechnung ist falsch.«<sup>34</sup>

34 GA 14, 354.

35 GA 20, 528.

In einem späteren Brief an Hedwig Müller fügte er hinzu: »... diese Doktrin da lähmt, und wo sie nicht lähmt, verführt sie zu einem lächerlichen unmenschlichen Optimismus«.<sup>35</sup>

Ob er eben jenen Optimismus meinte, den Volker Braun nach dem Ende des realsozialistischen Experiments in Deutschland treffend umschrieb mit den Worten: »Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle«?<sup>36</sup>

36 Vgl. Volker Braun: Nachruf (1990) in: Anna Chiarloni, Helga Pankoke (Hg.): Grenzfallgedichte. Eine deutsche Anthologie, Aufbau, Berlin 1991, S. 109.

Jedenfalls forderte Tucholsky schließlich eine »neue Doktrin« in dem Bewusstsein, »der Sozialismus werde erst siegen, wenn es ihn nicht mehr gibt« (*Sudelbuch*), d. h. also jenes erste historische Experiment überwunden sei.

Und ganz am Ende, im Dezember 1935, verlieh er nochmals seiner Überzeugung Ausdruck: »Man muss von vorn anfangen – nicht auf diesen lächerlichen Stalin hören, der seine Leute verrät, wie es sonst nur der Papst vermag – nichts davon wird die Freiheit bringen. Von vorn, ganz von vorn. Wir werden das nicht erleben. Es werden neue, nach uns, kommen. – So aber gehts nicht.«<sup>37</sup>

37 GA 21, 476 f.

Liest man Tucholsky heute, in unseren immer unkenntlicheren Formal-Demokratien des dritten Jahrtausends, mit ihren neoautoritären Tendenzen in postmoderner Verkleidung, die keineswegs weniger gefährlich sind als die, die ihn damals zum Widerspruch an die Schreibmaschine und ans Rednerpult trieben, so findet man in seinen Texten jenen wachen, unbestechlich-militanten Geist, der unmissverständlich aufseiten der Wehrlosen steht, und zwar gegen Dummheit, Lüge und intellektuelle Unredlichkeit.

In dieser Art von Parteilichkeit liegt m. E. das ungebrochen Aktuelle, das seinem schwer fassbaren vielseitigen »Werk« Überzeugungskraft verleiht, bis zu seiner letzten Konsequenz und es unverwechselbar von dem seiner Zeitgenossen abhebt, sodass seine Spuren bis in die Nachwelt führen, uns betreffend: »Peter Panter stirbt, als er alles weiß und nichts mehr kann – denn so kann man nicht leben«.<sup>38</sup>

38 GW 4, 455.